

Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **43 (1968)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom wohnen
und leben

in der

genossenschaft

Barbara:

Die Auswirkung der Berufstätigkeit der Mütter auf die Kinder

Die Frage, wie sich die Berufstätigkeit der Mütter auf die Kinder auswirkt, ist in dem ganzen Komplex (vgl. Nrn. 7 bis 9/1968) wohl am gravierendsten. So einfach, wie sie im Volke und von den Rekruten beantwortet wird, nämlich mit der völligen Ablehnung und Verurteilung, lässt sie sich nicht beantworten. Man geht von der Auffassung aus, die berufstätige Mutter vernachlässige ihre Kinder und lasse sie ohne Aufsicht zu Hause. Das «Schlüsselkind» wurde eine Weile in der Presse und in pädagogischen Diskussionen auf eine masslos übertriebene Art hochgespielt. Das hat zum Glück jetzt etwas aufgehört. Es gibt Schlüsselkinder, aber sie sind viel seltener, als man angenommen hatte. Vorschulpflichtige Kinder sind darunter kaum zu finden. Verwandte, meistens Grossmütter, und öffentliche Einrichtungen wie Krippen übernehmen deren Betreuung. Da die öffentliche Meinung gegen die Berufstätigkeit der Mütter ist, wird die Einrichtung der Kinderkrippe ebenfalls scharf kritisiert und als ungenügender Ersatz angeprangert. Noch vor vierzig Jahren jedoch haben sich die Organisationen von Arbeiterfrauen für die Errichtung von Krippen eingesetzt, die sie als Notwendigkeit ansahen, womit sie recht hatten.

Krippen sind heute noch eine Notwendigkeit. Ich kenne den Krippenbetrieb aus eigener Anschauung und habe bei meinen Besichtigungen den Eindruck erhalten, dass die Kinder dort gut aufgehoben sind und dass manch ein Kind dort besser gefördert wird als daheim neben einer Mutter, die der Aufgabe der Erziehung aus verschiedenen Gründen nicht gewachsen ist. Solange die Kinder am Abend in ihr elterliches Heim zurückgeholt werden, die Freizeit mit ihren Eltern verbringen und folglich wissen, zu wem sie gehören, bleibt genug Raum dafür, eine Bindung an die Eltern zu entwickeln. In den israelischen Kibbuzim, in denen die Kinder in Kinderhäusern aufwachsen, hat man jedenfalls die Erfahrung gemacht, dass sie sich trotzdem an ihre Eltern binden und sich seelisch und geistig günstig entwickeln. Der Unterschied zwischen Israel und der Schweiz besteht darin, dass die Israeli die ausserhäusliche Erziehung, die sich aus den wirtschaftlichen Verhältnissen ergeben hat, bejahen, während man bei uns dauernd darauf aus ist, Schuldgefühle und ein schlechtes Gewissen zu erzeugen. In Israel wünscht man diese Schuldgefühle nicht, und ergo züchtet man sie nicht. Bei uns heisst es sofort: «Das arme Kind! Es ist in einer Krippe aufgewachsen.» Eine Mutter sagte in einer Radiosendung, ihr Kind sei in der seelischen Reife zurück, was sie darauf zurückführte, dass sie es jeden Tag in die Krippe bringen musste. Wüsste sie, wie viele Kinder von Müttern, die nicht erwerbstätig sind, nicht altersgemäss reif sind, hätte sie sich diese Begründung schenken können.

Das zweite Zirkusferd, das neben den Schlüsselkindern bis zum Überdruß aufgezüchtet wird, ist die Frühverwahrlosung, die entsteht, wenn die Mutter oder eine Ersatzmutter und damit eine kontinuierliche Betreuung völlig fehlt. Es ist unglaublich, wie die Publikationen über die Frühverwahrlosung, die ausserordentlich selten ist, im Volke eingeschlagen haben. Frühverwahrlosung treffen wir in der Praxis nur bei uneheleichen Kindern an, um die sich die Kindeseltern überhaupt nicht kümmern, weil sie unerwünscht sind, und die in den drei ersten Lebensjahren in einem Heim, in dem das Personal ständig wechselt, aufwachsen. Die Frühverwahrlosung hat diverse Ursachen, die kombiniert auftreten müssen: eine totale Vernachlässigung durch die Eltern, der Aufenthalt in einem zu grossen Heim, in dem man sich mit dem einzelnen Kind zuwenig abgeben kann, und der starke Personalwechsel. Verlassene Kinder, die innert nützlicher Frist in einer Pflegefamilie aufgenommen werden oder bei einer unverheirateten, berufstätigen Frau, die Gewähr dafür bietet, dass das Kind während ihrer Abwesenheit angemessen betreut wird, leben, verfallen keiner Frühverwahrlosung. Ebensowenig verfallen sie einer solchen, sollte die Mutter zeitweise abwesend sein, sofern unterdessen eine Ersatzperson da ist.

Die dritte Masche, auf der man herumreitet, ist die Jugendkriminalität. Die Berufstätigkeit der Mütter treibe die Kinder in die Kriminalität. Davon war man jahrelang felsenfest überzeugt. Interessanterweise sprach während der Wirtschaftskrise, als Mütter für einen miesen Lohn arbeiten gehen mussten, um die Familie zu erhalten, weil der Ehemann keine Arbeit hatte, niemand weder von Schlüsselkindern noch von Frühverwahrlosung noch von Jugendkriminalität, die durch die Erwerbstätigkeit der Mütter bedingt sei. Niemand sagte, die Krippen seien eine Erfindung des Teufels, sondern man bemühte sich darum, welche zu errichten, damit die Mütter ruhig ihrer Arbeit nachgehen konnten. Die Kriminalität jugendlicher und Erwachsener aus der Arbeiterschicht wurde damals als Ausfluss materieller Not in der Arbeiterpresse sentimental verbrämt, was schon damals längst nicht immer zutraf; denn es stahlen ja nicht alle, die schitter durchmussten. Gewiss kann man durch eine materielle Notlage in die Kriminalität hineingleiten, aber mit der Beseitigung der eigentlichen Not hat sich die Kriminalität nicht erledigt. Also muss man nach einer möglichst eindeutigen, jedermann einleuchtenden und daher primitiven Ursache Ausschau halten, und das ist die mangelnde Mutterliebe und die Berufstätigkeit der Mutter. Ich erinnere mich an den Vortrag eines bekannten schweizerischen Psychologen, der dartat, Diebstähle jugendlicher seien durch mangelnde Mutterliebe verursacht. Dabei hatte er vielleicht zehn solche Fälle in seiner Praxis. Wie kann er sich erlauben, von diesen wenigen Fällen auf die Gesamtheit jugendlicher Delinquenten zu schliessen? Berufstätig waren deren Mütter nicht, sonst hätte er diese Tatsache sicher mit Wonne ausgeschlachtet.

Englische und amerikanische Untersuchungen haben keinen

bedeutsamen Unterschied zwischen der Kriminalität von Kindern nichterwerbstätiger und berufstätiger Mütter ergeben, was sich mit meiner Erfahrung deckt. Ich habe es erlebt, dass sich Söhne von Müttern, die immer daheim waren, an fremdem Gut vergriffen oder sogar Einbrüche verübten, und kein Mensch kam nach, warum sie das gemacht hatten. Vielfach steckt eine kindische Renommier- und Geltungssucht dahinter. Sie wollen hoch angeben, ihren Mitschülern und Arbeitskollegen imponieren, in der «Beiz» herumprahlen und Runden bezahlen, um sich beliebt zu machen. Oder sie wollen mit bemittelteren Altersgefährten mithalten, obwohl sie es nicht können. Oder sie begeben sich ihrer paar oder allein in Geschäfte und Warenhäuser, wo das Personal knapp ist und die Kontrolle ungenügend funktioniert und servieren Sachen ab, die sie gerne hätten oder die sie gar nicht benötigen, so zum Gaudi, um sich daran zu ergötzen, die Erwachsenen zum Narren zu halten. Das geht so lange, bis sie geschnappt werden und vor die zuständigen Behörden zitiert werden.

Für anständige Eltern ist dies ein schwerer Schlag. Je argloser und vertrauensseliger sie waren, um so mehr erschrecken sie, und das Gerede der Umwelt, die auf eine einfältig-dumme Weise die Ursache des Fehlverhaltens zu erforschen sucht, gibt ihnen den Rest. Von den jugendlichen Delinquenten, die in der überwiegenden Mehrheit männlichen Geschlechts sind, ist nur eine kleine Minorität wirklich kriminell. Die allermeisten treten nur einmal beim Richter an, und wenn sie

merken, dass es ernst gilt, geben sie es auf. Mit der Berufstätigkeit der Mutter, besonders wenn sie einen qualifizierten Beruf ausübt, habe ich noch nie eine auffällige Übereinstimmung konstatiert. Der Vorsteher eines Erziehungsheims für jugendliche Delinquenten legte in einem Referat dar, nach seiner Erfahrung seien speziell Einzelkinder und Nachkommen kinderreicher Familien kriminell gefährdet. Die einen erfahren zuviel an Zuwendung und Aufmerksamkeit und glauben, sie seien der Nabel der Welt, um den sich alles drehen müsse. Das sind die über Gebühr Verwöhnten, deren Mütter das Versagen des abgöttisch geliebten Söhnleins vor dem Vater verbergen und vertuschen und dem Sohn damit einen schlechten Dienst erweisen. Und die andern kommen zu kurz, weil die erzieherische Kraft der Eltern für die grosse Kinderschar nicht ausreicht. Die Berufstätigkeit der Mütter als mitentscheidender Faktor der Jugendkriminalität erwähnte er nicht.

Jede Zeit hat ihre Schlagworte, um beunruhigende Sachverhalte simpel zu erklären. 1895 veröffentlichte Le Bon sein Buch «Die Psychologie der Massen». Er und andere Zeitgenossen waren nicht erfreut über die Einführung des obligatorischen Schulunterrichtes. Sie hielten ihn für schädlich und leiteten die sprunghafte Zunahme der Kriminalität jugendlicher und Erwachsener zu jener Zeit vom unentgeltlichen Besuch der Pflichtschule ab. Irgend etwas muss als Erklärungsgrund für unangepasstes Verhalten herhalten, um das Kausalitätsbedürfnis der Menschen zu befriedigen.

Eine Antwort auf den Brief an «das Wohnen»: Wohnungswechsel innerhalb der Genossenschaft — ja oder nein?

«Man muss sich fast an den Kopf greifen, dass es in der heutigen Zeit noch solche verknorzten Genossenschaftsbehörden geben soll, welche einen Wohnungswechsel innerhalb der Genossenschaft unterbinden wollen. Es ist wahrlich eine billige Ausrede, in begründeten Fällen mit ‚vermehrten Umtrieben und Kosten‘ einen Wohnungswechsel unterbinden zu wollen. Wie verträgt sich dies mit dem vielgepriesenen Gerechtigkeitsinn in der Genossenschaft?

Seit 24 Jahren bin ich Mitglied einer grösseren Baugenossenschaft, welche glücklicherweise keine solchen Knorzi an der Spitze hat. Meine Wohnung ist innert fünf Jahren durch Überbauung der Umgebung in bezug auf Lärm und Sonnenbestrahlung zur schlechtesten einer grossen Siedlung geworden. In die neuen Wohnungen sind durchweg neue, junge Genossenschafter eingezogen. Mir aber bleibt die Hoffnung und Möglichkeit, meine verkümmerte Wohnung doch gelegentlich gegen eine bessere tauschen zu können. Wäre dies nicht möglich, müsste ich ausserhalb der Genossenschaft eine andere Wohnung suchen, um mich dann später, irgendeinmal, wieder um eine andere Genossenschaftswohnung zu bewerben. Dies wäre wohl ein Musterbeispiel von Schildbürgerei, um ‚vermehrte Umtriebe‘ zu vermeiden.

Es bleibt nur zu hoffen, dass ein vermehrtes Einfühlungsvermögen verstaubte Überlegungen verdrängt.» -zer, Luzern

Aufgebracht! Brief an Barbara

«Ihr Artikel im ‚Wohnen‘, Nr. 9, ‚Hausfrau und berufstätige Frau‘, in dem Sie Ihre Ansichten vereint mit denjenigen Dr. Elsbeth Pulvers präsentieren, hat mich etwas aufgebracht. Leider kann ich Ihnen keinesfalls in so gebildeter Form antworten, bin ich doch ‚nur‘ eine Hausfrau.

Nun, wenn ich den Inhalt dieses Artikels – welcher eigentlich gar nicht zu den von mir sehr geliebten Aufsätzen früheren Datums passt – summarisch betrachte und ihn nicht missverstehe, bedeutet das Ganze, dass die Nur-Hausfrau einen billigen Ausweg gefunden hat, aus dem Erwerbsleben zu verschwinden, dem sie geistig doch nicht gewachsen ist. Darum ist auch der Haushalt für schwachbegabte Mädchen sehr geeignet!

Haben Sie auch schon davon gehört, dass es Hausfrauen gibt, welchen es einmal sehr schwer fiel, sich von ihrem geliebten Beruf zu trennen, um sich dann voll und ganz dem Haushalt, den Kindern und zum Beispiel der Pflege eines oft kranken Mannes zu widmen im Bewusstsein, dass da wirklich ihr Platz ist. Dieses ‚Heimchen‘ kann ja trotzdem als Hobby geistigen Interessen frönen und vielleicht ebenso gebildet und brauchbar sein wie ihre Mitschwester, welche ‚im Leben draussen‘ steht.

Bitte, seien Sie mir wegen dieser Entgegnung nicht böse, sie war mir ein Bedürfnis.

Freundlich grüsst

Ihre K. R.-G., Luzern.»